

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Schulzeustraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 8. September 1897.

Berliner Bureau: Charlott 89, Bernauerstraße 89.

Die Kaiserfeste in Homburg.

Am glorreichen Manövertage hatten sich nicht nur der Kaiser und König Humbert von Italien, sondern auch die Kaiserin und die Königin Margherita im Manövergelände...

„Tal. Nisch.“ am maßgebender Stelle auf Erfindung.

Der Prinz von Wales hat in diesem Jahre Homburg gar nicht besucht; er hatte sich vielmehr schon im vorigen Jahre dazu entschlossen, nach Wien abzuweichen...

Der Kaiserfeste in Homburg.

Am glorreichen Manövertage hatten sich nicht nur der Kaiser und König Humbert von Italien, sondern auch die Kaiserin und die Königin Margherita im Manövergelände...

in Landeshut den Krieg beschloßen hat, macht nun auch feinerseits mobil. In einer zu Wartenberg abgehaltenen großen Versammlung, die von ca. 1000 Personen besucht war...

Der Militärdienst der Volksgenossen. Bisher haben wenige Volksgenossen von dem Rechte des Einjährig-Freiwilligen-Tenites Gebrauch gemacht. Die Mehrzahl hat nach wie vor zehn Wochen gedient...

Wie bekannt ist, werden gegenwärtig in fast allen Einzelstaaten die Vorbereitungen für die Errichtung der Handwerkskammern in die Wege geleitet. In welche Art die Errichtung, sowie die Bestimmung über die Abgrenzung der Handwerkskammerbezirke...

Deutsches Reich.

Der Prinzregent von Bayern hat den Kronprinzen Wilhelm als Leiter des 1. bayerischen Mannen-Regiments gestellt. Der Prinz von Wales und die deutschen Manöver...

Der Staatssekretär des Reichsanwalts des Innern, Graf v. Posadowsky, begibt sich heute nach Bremen, um einer Schiffsaufnahme beizuwohnen, welche, wie die „Nordd. Allg. Zig.“ bemerkt, der einzige Zweck seiner Reise ist...

Die deutsche Wehrkraft feiert die Einigung Italiens, welche ebenso wie die Deutschlands — „des Volks verpörrigste Croupen in stolzer Einigkeit bingeliegt.“

Salve!

Das neue Festspiel von Josef Lauff in Wiesbaden. Das Wiesbadener Hoftheater hatte gestern einen Festabend. Mit den deutschen Festspielen wollten des deutschen Kaiserlichen Gesellen an der Kunststätte, die in den letzten Jahren eine für die Entwicklung des deutschen Festspielwesens internationale Bedeutung erlangt hat...

Und Handel und Wandel und Leben Die sind mit unterthon. Wo die Scholte das Land ummadten Und lobel die Erde dacht Und in den Herten Schanden...

Was feurig Kriech gefungen, Entsetzt der Dichtkunst reinstem Kern, Denn stets noch, wenn auch längst zertrümmert, Lohnt Roland's märchenhaftes Horn...

Die Kunst der höchsten Vorberzeugung. Die aber sind die höchsten Schätze: Von Weltbewegung sah ich Dich unantast; Der Schandheit empfehle Weisheit...

Die Kunst der höchsten Vorberzeugung. Die aber sind die höchsten Schätze: Von Weltbewegung sah ich Dich unantast; Der Schandheit empfehle Weisheit...

Die deutsche Wehrkraft feiert die Einigung Italiens, welche ebenso wie die Deutschlands — „des Volks verpörrigste Croupen in stolzer Einigkeit bingeliegt.“

Das macht, weil ihr noch langen Jahren, Vom stolzen Königsaar umwogelt, Ein hohes Weib mit buntem Haaren. Ein Schwelcherzögling trübselig schmerzt...

Die Kunst der höchsten Vorberzeugung. Die aber sind die höchsten Schätze: Von Weltbewegung sah ich Dich unantast; Der Schandheit empfehle Weisheit...

Die deutsche Wehrkraft feiert die Einigung Italiens, welche ebenso wie die Deutschlands — „des Volks verpörrigste Croupen in stolzer Einigkeit bingeliegt.“









[Nachdruck verboten.]

## Das Haus der Schatten.

46) Roman von Robert Koblkauf.

(Schluß.)

Frau Henninger hatte ſich im Hotel Wohnung genommen; ihr materieller Verluſt war gering, und ſie hätte es leicht ertragen, wäre er größer geweſen. Aber ihr Vermögen lag unverteilt in der Bank, und das Haus mit ſeinem Inhalt war gut verſichert geweſen. Auch Georgs Manuſcript war nicht verloren; er beſaß das Original, und eine neue Abſchrift war leicht hergeſtellt.

Als der gewaltige Brand endlich wirklich erloſchen war und man mit den Aufräumungsarbeiten beginnen konnte, da fand man in den oberſten Schichten der Trümmer die traurigen Reſte zweier menſchlichen Leiber. Von Neuerts Leichnam war keine Spur zu entdecken; wahrſcheinlich hatte die Exploſion ſeinen Körper in Atome zerriffen. Weinend ſtanden Ina und Georg an Buſenius' Grabe — ein Ring an ſeiner verſohlenen rechten Hand hatte ihn erkennen laſſen — und gedachten der ſtillen Größe des einſamen Mannes. Auch in die Gruft des Anderen riefen ſie ein Wort der Vergebung hinunter; ſchrecklich genug hatte er es büßen müſſen, was er geſündigt hatte.

Und noch einmal trat in dieſen Tagen der Tod nahe zu Frau Ina heran. Aus Berlin kam ihr als Antwort auf jenen letzten Brief, den ſie in ihrer zerſtörten Behauſung geſchrieben hatte, die Nachricht vom friedlichen, ſchmerzloſen Sterben ihres Bruders. Aber ihre Botſchaft hatte ihn noch lebend erreicht und ihre freundlichen Worte hatten ihm das Scheiden erleichtert. Sie fühlte, daß ihm das irdiſche Dafein keine Freude mehr hätte geben können, und ſo war es ein milder Schmerz, mit dem ſie ihn aus der Liſte der Lebenden ſtrich — den längſt ſchon Verlorenen, elend Heimgekehrten und endlich zur Ruhe gelangten. Aber in Trauerkleidern ging ſie in ihre neue Brautzeit hinein.

Und doch — es war Sommer, und in ihrem innerſten Herzen war ſie ſo glücklich, wie nie zuvor. Gab es denn einen Kummer, der dieſem doppelten Sonnenſchein von innen und außen widerſtand? Nein, es war keine Sünde, fröhlich zu ſein und wieder lachen zu lernen! Hatte der Himmel ſie an jenem Abend des Schreckens ſo gnädig bewahrt, ſie und den Geliebten, damit ſie ihm nun mit Thränen und Seufzern dankten? „Der liebe Gott liebt ein fröhliches Herz,“ hatte ihre Mutter immer geſagt, und an dieſem Spruch hielt ſie feſt, wenn die Schrecken der letzten Vergangenheit ſie bedrängten, während zugleich im Geheimen ihre Seele ſie trieb, einem vollen, ſeligen Glücksgefühl ſich hinzugeben und ſich von ihm tragen zu laſſen, wie von einer ſonnigen, ruhigen Fluth.

Daß Andere weniger zaghaft waren, am Bau ihres zukünftigen Lebens zu zimmern und aus dem Schlimmen das Gute zu ſchöpfen, das wurde ihr bald in derben Zügen

vor Augen geführt. Karoline, ihre biſherige Köchin, erſchien bei ihr im Zimmer des Hotels, feierlich angethan, ein unentfaltetes, lang zuſammengelegtes Taſchentuch wie einen Marſchallſtab in der Hand. Zuerſt weinte ſie ein wenig, dann begann ſie zu reden. „Wenn es mich auch noch in alle Glieder zittert, ſo kann ich mich doch nicht zu unterſagen, Frau Regierungsrath mal wieder zu beſuchen. Un was den Geſpenſt anlangen thut, ſo iſt ja nu allens in Ordnung un iſt einem Mann von Fleiſch und Wein geworden, wozu ich Frau Regierungsrath nur von ganzer Seele gratuliren kann. Un weil es nu doch mal ſo gekommen iſt, wollte ich man bloß ſagen, daß ich für meine Perſon auch in Sinne habe, mir zu verändern. Gebildet genug iſt er mich eigentlich noch nicht, was Ferdinand Elſter, der Kutſcher, iſt, mit dem ich ſchon lange verſprochen bin, aber wo wir doch nu geſehen haben, wie raſch das kommen kann mit das Auseinanderreißen von die menſchlichen Organismen, ſo will ich mir mit ihm begnügen, wie er nu mal iſt. Un wenn ich mich überlege, ob der Himmel und der angebotene Anſtandsgefühl von mich verlangen kann, daß ich dem ganzen heiligen Eheſtand wegen die richtige deutſche Sprache am Nagel hänge, denn iſt mich das doch zweifelhaft. Un ſo will ich ihm nehmen, was Ferdinand Elſter, der Kutſcher, iſt, wenn es mit das mir und das mich bei ihn auch noch mangelhaft beſtellt iſt, aber dem Engel auf Erden ſucht man ja doch umſonſten, un zuweilen irre ich mir ja auch ſelber noch mal.“

Frau Henninger ſtimmte ihr lachend und freundlich zu; es war ihr ein angenehmes Gefühl, die gute Seele, die ihr ſo lange treu gedient hatte, verſorgt zu wiſſen. Sie ließ ſich erzählen, daß Ferdinand Elſter eine gute Stelle als Aufſeher in einer Fabrik gefunden habe, die ihm geſtatte, eine Frau zu ernähren, — „un dem Erſparten braucht noch nicht mal angegriffen zu werden,“ fügte Karoline hinzu. Auch das bekam ſie zu hören, daß ein anderer Liebesbund durch die Kataſtrophe geprenzt ſei; Doktor Jaſſchs Diener habe ſich einer neuen Stelle wegen nach Berlin zurückbegeben und Johanne ſei klug genug, einzufehen, daß ein in Hildesheim geleiteter Treueſchwur dem Anſtürmen der Berliner Stubenmädchen nicht Stand halten werde. „Na, Berlin überhaupt!“ ſagte Karoline mit einem Schauer. Einen neuen Platz habe auch Johanne ſchon gefunden, aber ſie ſei ſchrecklich nervös, „was man auf deutſch auch unausſtehllich ſchreiben könnte.“ Bismanns hätten ihre Erbschaft erhoben und würden mit der Schweſter in deren Heimath ziehen, vorher aber noch Abſchied von Frau Regierungsrath nehmen. „Un was dem Schönſten iſt, die Hochzeit von Fritz Köhler und Martha Bernide ſoll mit meine eigene auf einem un demſelben Tage ſein,“ ſchloß Karoline ihren wortreichen Bericht.

Eine Einladung zu dem Doppelfeſt konnte Frau Henninger nicht annehmen, da ſie beſchloſſen hatte, Hildesheim bald zu verlaſſen, aber ſie verſprach, der beiden Paare am Tage ihres Glückes freundlich zu gedenken, und ſchied von ihrer treuen Dienerin mit herzlichen Worten. Ihr ſelbſt aber gab der Anblick dieſes reſoluten Ringens um eine neue Exiſtenz erhöhte Kraft

und erhöhte Freubigkeit. Sie hatte mit Georg verabredet, daß sie noch einige Zeit bei einer Verwandten zubringen sollte, um dann in aller Stille den Bund mit ihm zu schließen und ihm zu folgen in eine neue Heimath. Er wünschte, München zum Wohnsitz zu wählen, das er von seiner Studienzeit her kannte und liebte und das er eine menschenfreundliche Stadt zu nennen pflegte. Ina widerstrebte ihm nicht, obgleich ihr München noch fremd war. „Was Dir gefällt, wird auch mir gefallen,“ sagte sie einfach, „auch freue ich mich auf die bequeme Nähe einer großen Natur.“

So kam der Tag heran, der ihnen den Abschied von Hildesheim brachte; denn auch Georg wollte gleich reisen und am neuen Wohnsitz Alles für ihre Zukunft bereiten. Der Morgen war mit Besorgungen und Besuchen hingegangen, den Nachmittag hatten sie sich zu friedlichem Scheiden von vertrauten Städten vorbehalten. Lange verweilten sie vor der Stelle, wo das Haus der Schatten gestanden hatte und wo noch häßliche Reste von dem Zerstörungswerk des Feuers erzählten. Langsam gingen sie dann durch die Stadt, Arm in Arm, hie und da von bekannten Gesichtern begrüßt. In der Durchfahrt von der Straße Am Stein zum großen Domhof blieb Ina einen Augenblick stehen; sie gedachte der regen-erfüllten Dämmerstunde, in der ihr Bruder hier zu ihr getreten war. Auch von dem Briefe sprachen sie wieder, den Georg damals in dem Zimmer des Todten gefunden hatte und der nun erklärt war.

Als sie den Domhof selbst betreten hatten, sagte Georg: „Nun mußt Du noch mit mir von meinem Lieblingsplatz Abschied nehmen.“

„Komm,“ gab Ina zur Antwort, und an seiner Seite schritt sie über den Platz, auf dem die Linden eben zu blühen begannen, und trat in die kühle Dämmerung des Domes hinein. Georg sprach ein paar Worte mit einem Manne, der ihnen entgegen kam, dann mit freundlicher Bereitwilligkeit eine Thür vor ihnen aufschloß und sie wieder hinter ihnen anlehnte, ohne selbst zu folgen.

„Ich habe mit dem Thürhüter Freundschaft geschlossen,“ sagte Georg, „er hat mich schon oft allein hineingehen lassen. Solch' ein rasselnder Schlüsselbund hinter mir bringt mich um jede Stimmung! Es ist wie das Klirren der Kette, an der uns die Prosa festhält, wenn wir uns in die Poesie eines Ortes vertiefen wollen.“

Während er sprach, hatten sie den Kreuzgang betreten und waren, ihn verlassend, auf den kleinen Kirchhof hinaus- gelangt, der von der Rückwand des Domes und den drei Seiten des Kreuzganges eng umschlossen wird. Ina kannte den Platz, aber sie war niemals ohne Begleitung eines störenden Erklärers hierhergelangt, und nie zuvor hatten der feierliche Ernst, der erhabene und tröstliche Frieden des weltabgeschiedenen Erdenninkels so eindringlich zu ihr gesprochen.

„Es ist ein ernster Ort,“ sagte sie leise, indem sie vor einem der Gräber stehen blieb, „aber wir sind ja auch ein ernstes Paar, und unser Fuß ist über Gräber gegangen, ehe wir hierher kamen.“

Georg gab keine Antwort; er zog sie nur an sich und küßte sie auf die Stirn. Wie sie so da standen in ihren schwarzen Gewändern, hätten sie für Trauernde gelten können, die eines Todten Ruhestätte besuchten. Aber der Glanz in ihren Augen war nicht der Schimmer von Thränen, und ein Leuchten des Glücks flog über ihre Züge, während sie einander umschlungen hielten inmitten dieser Umwallung von alter- zrauem Stein, die den Arm des Lebens von ihnen schied. Ernst und feierlich war der Ort, und Gräber lagen zu ihren

Füßen; aber auf den vier steinernen Wänden ruhte der blaue Sommerhimmel, auf den Hügeln der Todten blühten die Blumen, an den mächtigen Strebepfeilern trieben Ephen und wilder Wein ihre neuen Ranken, und an der Apis des Domes breitete der Rosenstrauch, verwitternden Stein mit schlanken Armen seit mehr als tausend Jahren umschlingend, sich frisch ergrünt aus, mit Blüthen und Knospen leuchtend geschmückt. Himmel und Licht, Ranken und Grün, Sonnenschein und Duft sprachen zu den Weiden: „Glaubt an die Kraft des Lebens, die den Tod besiegt!“

Langsam gingen sie zwischen den Gräbern umher, lange Zeit schweigend. Dann begann Ina zu sprechen: „Weißt Du, ich freue mich im Grunde, daß wir unser neues Leben nicht hier beginnen. Auch meinem alten Hause der Schatten traure ich an sich nicht nach. Es hat mir in Wahrheit viel Schatten auf meinen Weg gebracht, und nun —“

„Nun wollen wir lauter Sonnenschein haben und keine Schatten mehr, nicht wahr?“

„Nein, keine Schatten,“ entgegnete Ina, dann aber, nach einem kleinen Ueberlegen, sagte sie in einem leichteren Ton: „Doch, eine gewisse Sorte von Schatten muß ich ausnehmen.“

„Und welche?“

„Die Du selbst herbeirufst mit Deiner Phantasie und die Du zu wirklichen, lebendigen Geschöpfen machst durch die Kraft Deines Geistes. Die sollen bei uns bleiben und uns begleiten und sollen mithelfen an unserem Glück.“

Er lächelte in stiller Freude, legte seinen Arm um ihre Schultern und führte sie langsam zu dem blühenden, tausend- jährigen Rosenstrauch. Hier hob er die Hand und brach eine Blüthe von einem der zu ihnen herniederneidenden Zweige.

„Es ist eigentlich nicht erlaubt, aber heute dürfen wir schon einmal etwas Unerlaubtes thun,“ sagte er. „Ich möchte Dir diese Rose geben, laß' sie ein Zeichen unserer Liebe sein. Wie dieser Rosenstrauch immer frische Zweige und Blüthen treibt, soll auch unsere Liebe es thun, und wenn der Winter sie einmal bedroht, wollen wir die Hoffnung auf einen neuen Frühling niemals verlieren.“

Sie sah ihm tief in die Augen und nickte ihm zu; dann steckte sie die Rose an ihre Brust. Und als sie nun den schweigenden Ort des Friedens verließen, da trugen sie den Duft dieser Blüthe mit sich hinweg, der sie, gleich der Ver- heißung eines beständigen, aus gesunden Wurzeln immer neu wieder hervorprühenden Glückes, freundlich umspielte.

(Nachdruck verboten.)

### Moderne Damenschuhe.

Blauderei von Tribu.

Masurekweisen erkönen, klirrend schlagen die Sporen zu- sammen und in raschen, hart abjekenden Schritten bewegen die beiden Kolonnen sich auf einander zu. Noch ein paar schrill ausklingende Takte, zeremoniöse Verneigungen hier wie dort, dann führen die Herren die Damen auf ihre Plätze zurück. Im Nebenzimmer knallen die Champagnerpropfen, abermals beginnt die Musik zu spielen, eine scharf accentuirte, schwingvolle Melodie. Die Sektgläser in der Hand, stürmen die Herren wieder in den Saal und stellen sich in der Mitte desselben auf. „Jeszcze Polska nie zginela“\*) schallt es vielstimmig mit stetig sich steigender Begeisterung — einer Begeisterung allerdings, die mehr Temperaments als Herzenssache ist. Der Wein hat sicherlich keinen Theil daran, denn obgleich die Schaumperlen über den Rand des Glases fließen, so wird doch nur dran genippt. Einer

\*) „Noch ist Polen nicht verloren.“

oder der Andere trinkt wohl das seinige leer und wirft es dann schmetternd zur Erde, daß die Scherben aufspringen, die Meisten aber schreiten damit, es hoch in der Luft schwenkend, zur Dame ihres Herzens und lassen sich vor ihr auf ein Knie nieder. Anmuthig streckt sie den Fuß vor, der Cavalier streift ihr den Schuh ab, füllt ihn mit dem schäumenden Naß und trinkt ihn mit einem Zuge leer.

Ich habe die Szene nie beobachtet, aber mein Vater erzählte mir davon und als er sie mit erlebte, im Anfange der dreißiger Jahre, als die polnischen Insurgenten in seinem ostpreussischen Heimathstädtchen Aufnahme fanden, da war er auch noch ein ganz kleiner Knabe. Ja, es ist doch eine schöne Sache um die Begeisterung! Mand' ritterlicher Pole, der den Schuh seiner Erkorenen als theueres Liebeszeichen aufbewahrt, mag zwar späterhin bei seinem Anblick keinen Hauch mehr davon verspürt haben, aber dazumal, als er auf „ihr“ Wohl ihn leerte, da war sie ihm doch die Schönste der Schönen und jener Trunk dächte ihm Lethé. Wer von uns Deutschen macht ihm das nach? Wohl feuchten sich dem Greis beim Gedanken an verwehte Jugendliebe die Augen, seine Erinnerung ist treuer als die des Sarmaten — freilich oft auch eben nur die Erinnerung — aber aus ihrem Schuh hätte er doch nimmer getrunken. Vielleicht mißchen sich in die ästhetischen Bedenken, die ihn davon abhalten, auch noch andere Erwägungen, die der symbolischen Bedeutung dieses Toilettensstücks gelten. Dräuernd schwebt's über seinem Haupt, wenn er sich beim Viertisch veripäet, wenn er einen guten Freund unvorbereiteter Weiße zu Tisch mitbringt und — ah, in noch vielen anderen Fällen, so vielen, daß sie sich hier nicht aufzählen lassen. Wer darf es ihm da verdenken, wenn er das zierliche Pantöffelchen — mag es auch zu einem Gendrillausfuß gehören — nicht mit allzu freundschaftlichen Blicken ansieht, sondern ihm ganz verstoßen einen Tritt giebt!

Ach, der Pantoffel! So viel wird über ihn gespöttelt und doch flattet man ihn so reizend aus. Rosenroth, himmelblau, heliotropfarben, aus Atlas und Blüsch gefertigt, mit Pelz gefüttert und belegt, steht er im Schaufenster, mit seiner buntschweifigen Pracht die salonfähigen Stiefeletten und Halbschuhe beschämend. Zwar bevorzugt die Mode auch für sie neuerdings die weiße, ja selbst die grüne Farbe, aber immerhin sind es doch nur die upper ten thousand, die sich solchen Luxus gestatten können. Denn zu einem weißen oder grünen Schuh gehört eine elegante Toilette, die in der Nuance und im Stil mit ihm übereinstimmt, es darf keine Dugendwaare sein und ein erster Künstler seines Fachs muß ihn fabrizirt haben. Und selbst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, mag es dennoch oft genug vorkommen, daß er einen nichts weniger als distinguirten Eindruck macht. Die Gesetze dafür sind eben gar zu streng und wer kennt sie so genau? So muß der weiße Schuh z. B. mit einem etwas höheren Absatz ausgestattet sein, als der grüne, auch wird der letztere stets abgediegt gewählt — schwarz, gelb, bräunlich, hier und da sogar siegellackroth. Seiner Farbe entsprechen auch Schnürbänder, Knöpfe, sowie etwaige Passpoilurungen. Als der Gipfel der Vornehmheit erschien ein Paar Pariser Halbtiefel aus weißem chagrainirten Leder mit einer in Kokoschneideln ausgeschnittenen Lackspitze. Sämmtliche Garniturtheile wurden durch mehrfache goldig-schimmernde Steppstichreihen stärker hervorgehoben; den Schluß vermittelte eine gelbeingefasste, mit kleinen Kugelknöpfchen besetzte Spange, von der aus sich ein gestricktes schleifenartiges Stück über das Fußblatt legte. Ebenfalls gelb waren auch die, nahezu in Stöckelform gehaltenen Absätze. Grüne Schuhe dagegen, gleichviel, ob sie russisch, releda-, moos-, oder olivegrün sind, verziert man nie andersfarbig, höchstens gilt für die Strafe ein schwarzer Lackbesatz als erlaubt. In hohen Schnür- und Knöpfstiefeln müssen selbst Knöpfe und Bänder mit dem Ton des Leders harmoniren.

Ursprünglich beabsichtigte man wohl, daß dieses weiße und grüne Schuhwerk das seit einigen Jahren beliebte braune, das durch die billige Segelstuchwaare stark in Mißcredit gekommen war, ersetzen sollte. Doch eine Mode entwickelt sich ja nie, wie ihre Erfinder es wünschen, allerhand vorher unberechenbare Einflüsse treten dazu und machen etwas gänzlich Anderes aus ihr, als man gedacht. Wer sich berufsmäßig mit der Sache beschäftigt, kann das fast in jedem Falle beobachten. So geschah es denn auch hier. Erstens wandte sich das Blatt zu Gunsten des Segelstuchs, das leghin, — namentlich zur festlichen Sportstracht — in weiß mit blaugrünem und bläulich gewässertem Moiré-futter als hochgie gilt, und zweitens nahm das juchtenbraune Leder wieder seinen früheren bevorzugten Platz ein. Es zeigte sich eben, daß es von „amitlichen couleurtten und gebeizten

Sorten das einzige war, das sich gegen Nässe und Staub widerstandsfähig erwies. Demnach mußten die grünen Schuhe, an denen die Damen nun einmal festhalten wollten, leblich die Rolle des Luxusartikels spielen. Hinsichtlich der weißen mühte man sich zwar noch mit verschiedenen Experimenten ab, die sie für den alltäglichen Gebrauch geeigneter machen sollte, indessen mit ziemlich schlechtem Erfolg. Am meisten bewährte sich noch dünnes, rauh gegebtes Schaf- oder Wildleder. Da die daraus gefertigten Schuhe durch häufiges Waschen die Färbung verlieren, so bestreicht man sie, wenn sie schmutzig geworden, mit Kreide. Recht rein und weiß sehen sie dann freilich nicht aus, doch, was thut's — ihre Besitzerin macht doch wenigstens ohne große Kosten die Mode mit.

Wer sich von dieser Allherrscherin nicht gar zu sehr tyrannisieren lassen will und über keine reich gefüllte Börse verfügt, der thut sicherlich am besten, seine Schuhe in schwarz zu wählen. Sie sind dann ausnahmslos zu jeder Toilette zu tragen, und wenn sie sich dem Bau des Fußes gut anschmiegen, so nehmen sie sich auch zierlich und elegant aus. Denn der Grundsatz, demzufolge die Distinktion von Bekleidungsstücken zumeist von deren Sitz abhängt, gilt für keine so sehr, wie für diese scheinbar so unwichtigen und in Wahrheit doch für den Effekt der ganzen Erscheinung überaus maßgebenden. Man beobachte nur, wie sehr ein fest anliegender hoher Knopfstiefel mit möglichst einfach geschnittenem Besatz von gleichem Material die Anmuth seiner Trägerin erhöht! In der Erkenntniß, daß die Form des Fußes am schönsten zum Ausdruck gelangt, wenn das Auge durch kein dekoratives Beiwerk, keine Naht zc. irritirt wird, hat man neuerdings ganz aus einem Stück gefertigte und hinten auf der Hacke geschlossene Schuhe hergestellt. Leider nur geht es mit ihnen, wie mit den auf den Rücken geschnürten Taillen. Wenn sie nicht tabellos sitzen, sehen sie schlecht aus, im entgegengesetzten Fall erscheinen sie allzu dicke und daher nicht labliffe. Es bewährt sich eben die alte Erfahrung, daß eine übertriebene Einfachheit — besonders, wenn sie sich mit technischer Vollendung paart — fast mehr noch an die Halbwelt erinnert, als auffallender Luxus.

Alles, was ich bisher gesagt, hat für den Tanzschuh keine Bedeutung. Välle giebt es zwar zur Zeit noch nicht, aber immerhin finden sich festliche Veranlassungen genug, bei denen tief ausgeschnittene, verschwenderisch gepuzte, wie durch raffinirt erdornene Färbens sich auszeichnende Schuhe angezeigt sind. Bei diesen nun werden der Phantasie und dem individuellen Geschmack keine Grenzen gezogen. Atlas, Surah, Stickerien, Straß, ja selbst echte Perlen und Steine — kurz Alles ist als Material dafür erlaubt. Mir lag kürzlich eine von Künstlerhand entworfene Farbenstizze mit entzückenden Modellen vor, von denen jedes Paar nur ein Mal ausgeführt worden. Da sah ich Spangenschuhe aus altrosa dänischem Leder, über und über mit Aldegrevemotiven in Silberfaden, Krausgepinnst und Kantille benäht, ferner sandalenartige, mit echten Points überzogene und pfauenblauer Seidenunterlage, sowie hochhackige, rubinrothe, deren aus Federn hergestellte Nozeten mit bourbonischen Kiliën in Nellesstickerie festgeheftet waren. Ein Paar weißtallener Brautschuhe zeigte auf dem Blatt das diamantne Monogramm der glücklichen Besitzerin, indes künstliche Myrthen-aurlanden die Außenränder konturirten. Von brillanter Wirkung erschienen auch Stickerien aus stern-, tafelf- und mondformigen Glasplättchen über verschiedene gefärbter Metallunterlage, die vermulthlich folirte Edelsteine imitiren sollten.

Ein großer Fehler des modernen Fußwerks besteht in seiner allzuspitzen Form. Wenn der Schuh so nadelstichartig zulaufen soll, muß er ja nothwendig um ein Stück länger sein, als der Fuß, für den er gearbeitet ist! Wir spötteln über die Chinesen, welche die Füße ihrer Schönen verstümmeln, um sie kürzer erscheinen zu lassen — wir, die wir die unseren verlängern, machen uns wohl kaum einer geringeren Thorheit schuldig. Die Dichter besingen ihre anmuthige Gestalt, sie vergleichen den Frauenfuß, der sich in der Quelle badet, mit einer auf dem Grunde des Wassers ruhenden Rosenmuschel — ob sie das wohl thäten, wenn die Natur ihn in der Mißbildung geschaffen, die uns heut zu Tage als Modeideal vorjchwebt? Doch, wozu sich über dergleichen Unsitte ereifern! Zum Glück sorgt die Mode, die derartige Geschmackslosigkeiten hervorgebracht, in ihrem raschen Wechsel auch am Heßten für ihre Abhülfe.

Blau  
amen,  
wilder  
Domes  
anken  
frisch  
mücht.  
Duft  
s, die  
  
lange  
Weißt  
leben  
hatten  
t viel  
  
keine  
  
aber,  
hteren  
s ich  
  
b die  
Kraft  
gleiten  
  
ihre  
aufend-  
e eine  
  
wir  
müchte  
sein.  
lütten  
Binter  
neuen  
  
dann  
den  
den  
Ver-  
neu  
  
t zu-  
n die  
schrill  
dort,  
Im  
ginnit  
lobde.  
den  
szcze  
sich  
mehr  
erlich  
den  
Einer

### Allerlei.

**Die Schönheitsgalerie in Peterhof.** In einem Bericht über den Aufenthalt des Präsidenten Faure in Rußland erzählt eine Zeitschrift auch eine Episode, die nicht ohne Interesse ist. Im Palast in Peterhof fiel dem französischen Gast ein Saal auf, in dem sich nicht weniger als 365 Bilder sehr schöner Frauen befanden. Auf den verwundernden Blick Faure's erklärte nun der Zar, daß diese Portraits die schönsten Frauen und Mädchen Rußlands vorstellten, die zur Zeit der Kaiserin Katharina gelebt haben. Und diese merkwürdige Galerie ist folgendermaßen entstanden: Als die launenhafte Zarin einst ihre Güter bereiste, bemerkte sie mit Verwunderung die große Zahl von Schönheiten, die sich unter ihren weiblichen Unterthanen befanden. Sie wählte nun überall, wo sie hinkam, die Schönsten aus, bis sie zuletzt 365 „Beautés“ — so viel wie Tage im Jahre — beisammen hatte, worauf sie dann alle nach Petersburg kommen ließ. Hier wurden sie in den verschiedensten Kostümen gemalt. Einige hülfte man ganz in kostbares Pelzwerk, andere in feltene orientalische Stoffe, sehr viele in historische Kostüme und in Gewänder, in denen griechische Göttinnen dargestellt werden. Einige mußten es sich sogar gefallen lassen, nur von duffigen Schleiern umwallt, als Nymphen und Eifen gemalt zu werden, und eine große, schlante Blondine wurde sogar dazu gezwungen, dem Maler ohne jegliche andere Umhüllung zu sitzen als die, welche ihr eigenes prächtiges Haar ihr gewährte, das sie allerdings wie ein goldschimmernder Mantel umfloß. Das arme Mädchen soll sich fürchtbar getraut haben, doch wandte man zuletzt Gewalt an, indem man sie in der gewünschten Stellung von zwei Soldaten festhalten ließ. Der Maler, der mit seinem Modell das tiefste Mitleid fühlte, hatte sie ihrem Aussehen getreu, mit Thränen in den Augen und geängstigtem Gesichtsausdruck, gemalt. Das Bild soll ein wahres Meisterwerk gewesen sein, doch gerieth Katharina in solchen Zorn, wie sie es sah, daß sie das Mädchen einsperren und dem Maler ein paar Viehlosungen mit der Knute angedeihen ließ. Nachdem der Künstler seinen gemißhandelten Mäden ein wenig auskurirt hatte, mußte er sich wieder an seine Staffelei setzen und der blonden Schönheit ein strahlendes Lächeln auf die holden Lippen zaubern. Die keusche Blondine soll die Tochter eines einfachen Bauern gewesen sein und wurde später die Gattin des Malers, der ihretwegen mit der Knute hatte Bekanntschaft machen müssen.

**Aberglaube in Italien.** Der Brand, der vor einigen Tagen im Lotteriegelände in Rom wüthete — wir haben darüber an anderer Stelle berichtet — veranlaßt einen Kenner Italiens, auf den merkwürdigen Aberglauben hinzuweisen, der im Lande „wo die Citronen blühen“ mit dem Lotto verbunden ist. Die Italiener sind leidenschaftliche Vottospieler und mit ihrem Spiel verbinden sie die seltsamsten Anschauungen. Kein Spieler würde jemals vergessen, vor dem Schlafengehen sein „Smorfia“ unter das Kopfkissen zu legen. Das ist ein Büchlein, das für jeden Traum eine Erklärung giebt, die sich in irgend einer Weise mit den etwaigen Gewinnchancen der nächsten Lotterieziehung in Zusammenhang bringen läßt. Wenn man im Traum eine große Volksmenge sieht, so muß man dem Traumbuch zufolge die Zahl „90“ wählen. Träumt man von Blut oder Wunden, so ist die Zahl „18“ glücklich bedeutend; steht man einen Mann am Galgen, so wähle man auf jeden Fall die Ziffer „39“. Ein Wahnsinniger bedeutet „22“, ein Todter „48“. In Neapel giebt es Männer, die man „Fetiaturo“ nennt — Leute mit bösem Blick — und vor deren Begegnung ein echter Spieler, der eben im Begriff ist, eine neue glücklich verheißende Nummer zu erziehen, zurückweicht, als wären sie mit der Pest oder den Blattern behaftet. Es giebt auch eine andere Art Leute „Mistiti“, denen man die Fähigkeit zuschreibt, einen guten Rath geben zu können. Vor einigen Jahren wurde ein Franziskanermonch, Fra Ambrogio, der einen guten Ruf als „Mistiti“ besaß, eines Abends von mehreren Mitgliedern eines vornehmen Klubs ergriffen und in ein Zimmer geschleppt, in dem die Herren sich mit ihm einschloffen. Unter Drohungen und Versprechungen verlangte man von ihm diejenigen Nummern zu wissen, die bestimmt gewinnen würden. Der alte Mann weigerte sich hartnäckig, er behauptete, es sei eine große Verfüngung, das Glück beeinflussen zu wollen. Die in ihrem Aberglauben verirrten Leute aber gaben nicht nach; sie hielten den Mönch mehrere Tage gefangen, ließen ihn hungern und dürsten und als Alles nichts half, mißhandelten sie den Ärmsten dermaßen, daß er fast besinnungslos zu Boden fiel und in seiner Angst und Qual zu phantastischen anfing. Sofort sammelten sich die Klubmitglieder um ihn und das Notizbuch in der Hand, lauschten sie gespannt auf die wirren Reden des Fiebernden, die sie zu Nummern zu bilden versuchten. Es gelang ihnen und wunderbarerweise gewannen sie auch auf diese Nummern so bedeutende Summen, daß die italienische Regierung in einem Jahre 50 Millionen Lire auszugeben hatte. Die Geschichte mit Fra Ambrogio wurde jedoch ruchbar und es gelang, einen Theil der Mitglieder jenes Klub der gerechten Strafe zuzuführen.

**Indische Großstädte.** In Britisch Indien giebt es nicht weniger als 28 Städte mit einer Einwohnerzahl von über 100 000. Dies wird vielleicht Manchen in Erstaunen setzen, zumal sich unter diesen Großstädten eine ganze Anzahl befindet, deren Namen wohl nur den Geographen geläufig ist. An der Spitze steht nach der letzten Volkszählung Bombay mit 821 764, dann kommt Kalkutta mit 771 144,

dann Madras 452 518, dann Haiderabad mit 415 039. Dies sind die vier allgrößten Städte Indiens, hinter denen die anderen erheblich an Größe zurückbleiben. An fünfter Stelle steht Lucknow mit 273 028, dann folgen Benares am Ganges mit 219 467 und das heilige Delhi mit 192 579. Die größte Stadt in Britisch-Birma ist Mandalay mit 188 815 Einwohnern. Weiter folgen die Städte Kanpur am Ganges mit 188 712, Bengaluru in Süd-Indien mit 186 366, Rangun, Hauptstadt von Nieder-Birma an der Mündung des Irrawaddi, 183 324, das berühmte Lahore, die Hauptstadt des Pendschab mit 176 854, Allahabad 175 246, Agra 168 905 und Botna 165 192, alle drei am Ganges, Poona in der Hinterlande von Bombay 161 390, Jaipur 158 905. Dies sind die 17 Städte über 150 000 Einwohner. Die übrigen 11 Städte zwischen 150 und 100 000 Einwohner sind in der Reihenfolge ihrer Größe folgende: Ahmadabad östlich der Indusmündung, Arrmitar östlich von Lahore, Bareilly nördlich von Allahabad, Meerat nordöstlich von Delhi, Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir, Nagpur, die größte Stadt der Centralprovinzen, Sowrah, eine Vorstadt von Kalkutta, Baroda am Meerbusen von Cambay, Surat südlich davon, Karachi im Indusdelta und Gwalior südlich von Agra.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

— „Das Avancement“. Monatliche Uebersicht über die Personalveränderungen in der gesammten deutschen Armee. Herausgegeben von Rich. Schott. Heft 4, Preis 50 Pfg. Verlag „Das Avancement“ (T. Trautwein'sche Buchhandlung), Berlin W., Leipzigerstraße 8. „Das Avancement“ veröffentlicht in seinem soeben erschienenen vierten Heft außer der zum bequemen Nachtragen in die Ranglisten so vortreflich geordneten Uebersicht über die Personalveränderungen während des Monats August eine Anciennitätsliste der Generalität der Rgl. preuß. Armee einschließlich des XIII. (Rgl. württbg.) Armeekorps nach dem Stande vom Ende August. Wie werthvoll diese Veröffentlichung ist, geht schon aus einer statistischen Uebersicht über die hauptsächlichsten Veränderungen während des Sommers hervor, die diesem reichhaltigen Heft gleichfalls angefügt ist. Danach haben im Laufe der letzten vier Monate Mai bis September im deutschen Heere nicht weniger als 7 Divisionen, 35 Brigaden, 24 Inf., 22 Kavall., 9 Feldart. und 3 Fuhrart. Regimenter, 3 Jäger-, 1 Pioneer- und 2 Trainbataillone neue Kommandeure erhalten. 4 Generalmajors wurden zu Generalleutenants, 27 Obersten zu Generalmajors und 27 Oberstleutenants zu Obersten befördert. Verabschiedet bezw. zur Disposition gestellt wurden 6 Generalleutenants, 31 Generalmajors und 83 Stabsoffiziere. Abonnements und Einzelhefte des „Avancement“ sind zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen, sowie direkt beim Verlag „Das Avancement“ (T. Trautwein'sche Buchhandlung), Berlin W., Leipzigerstr. 8.

— Das Riesengebirge. Photographisches Bilderwerk. Große und kleine Ausgabe. Der Dargz. Große und kleine Ausgabe. Berlin SW., Lindenstraße 16/17, Verlag der Graphischen Gesellschaft. Die Schönheiten unserer vaterländischen Gebirge, des Harzes und des Riesengebirges, in welchen alljährlich hunderttausende Erholung oder Genesung suchen, waren bisher photographisch nur in theueren Prachtwerken abgebildet worden. Nur diese konnten eine wirkliche Sammlung von an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien bieten, welche die Natur mit unzweifelhafter Treue wiedergeben. Die Fortschritte der Technik haben es nun aber möglich gemacht und die Graphische Gesellschaft dazu veranlaßt, solche Bildwerke zu einem Preise herzustellen, wie er bis jetzt undenkbar war. Das Bergnügen, das die Betrachtung eines solchen Bilderwerks gewährt, soll nicht mehr nur wenigen Glücklichen vorbehalten sein, sondern Jedem zugänglich werden, und wer früher sich damit begnügte, eine oder zwei Photographien zum Andenken an die dort im Gebirge verlebten schönen Tage mitzunehmen, der kann jetzt für denselben Preis eine ganze photographische Bildergalerie erwerben. In der großen Ausgabe dieser Bilderwerke der Graphischen Gesellschaft finden wir 26 mit Hilfe der Photographie hergestellte Ansichten in vollkommen naturgetreuer, photographischem Autotypie-Druck und die kleine Ausgabe bietet sogar 28 solche Ansichten in Kabinettformat. Auch diese Bildwerke sind ihrer ganzen Tendenz nach Volksbücher im besten Sinne. Die Graphische Gesellschaft hat in diesem Jahr auch den Schwarzwald in ähnlicher Weise illustriert und weitere Albums gleicher Art befinden sich in Vorbereitung.

— Felig Dahn wird demnächst im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig einen sozialen Roman aus dem VII. Jahrhundert n. Chr. unter dem Titel „Ebroin“ veröffentlichen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Schulze. Notationsdruck und Verlag von Otto E. Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.